Die Marquise.

Novelle von G. von Stark.

B., den 15. Oktober 1914.

Meine teure Mutter!

Du bist nicht an das Krankenbett Deines verwundeten Sohnes geeilt; ich danke Dir, denn Du erfülltest nur damit eine große Bitte. Ich weiß, sie ist Dir schwer gefallen, diese Bitte. Und ich weiß auch, Du konntest sie durchaus nicht begreifen. Denn meine Mutter ist doch mit ihren dreiundsechzig Jahren viel jünger, als ihr Sohn mit seinen dreiundvierzig! Das war immer so, glaube ja nicht, daß mich die Anstrengungen des Feldzuges mürber gemacht hätten oder gar der kleine Granatsplitter, dessentwegen ich hier in dem träumerischsten aller belgischen Klöster viele Wochen Schlafes nachhole, den ich mir im Felde schon fast abgewöhnt hatte. Dabei schreitet die Heilung meiner Wunde ausgezeichnet fort — doch das sagt Dir schon ohne weiteres der Umfang meines Briefes. Aber jetzt sollst Du wissen, weshalb Du mich nicht besuchen durftest.

Gestern sagte mir die junge, nachdenkliche Nonnen, die mich pflegt: es sei etwas eigentümlich Fremdartiges um die Augen derer, die den Krieg gesehen hätten. Und als ich sie fragte, wie sie denn dieses Fremdartige näher beschreiben könne, erwiderte sie nach einigem Sinnen:

„Es ist etwas Großes in diesen Augen: diese Menschen haben über alles, was Leben heißt, hinweggesehen geradeswegs in den Tod. Aber es ist auch etwas Furchtbares darinnen: diese Menschen haben zugleich das Leben, über das sie doch hinwegsahen, in einer solchen unerbittlichen Wirklichkeit erblickt, daß sie nie mehr das schöne Dämmerlicht der Träume finden können.

Und ich vermochte ihr nur zu erwidern, daß ich etwas Aehnliches gedacht hätte, als ich unmittelbar nach meiner Verwundung meine Mutter bitten ließ, nicht in dieses unglückselige Land zu kommen, wo außerhalb meines Klosterfriedens noch alles von dem Schrecken des Krieges widerhallt. Denn die Augen meiner Mutter sollen das Träumen nicht verlernen; diese lieben, alten, poesievollen Augen sollen fortfahren, Welt und Menschen zu vergolden! Gerade weil so viele Augen es jetzt nicht mehr können, gerade darum sollen sie es tun! Ach, Du ahnst ja gar nicht, wie ich mich auf das baldige Wiedersehen mit Dir, das mir der Arzt verspricht, freue, wie ich mich freue auf mein Heim im wohlbehüteten Deutschland, ein Junggesellenheim, das dank Deinem Hausfrauenwalten eigentlich kein Junggesellenheim ist. Du ahnst ja gar nicht was es für mich sein wird, mir wieder von Dir, wenn auch nur für kurze Genesungstage, erzählen zu lassen: kluge, feine, stille, nur viel zu schöne Dinge, die mir so neu geworden sind inmitten dieses unerbittlichen Krieges und der Gewissenlosigkeit unserer Feinde. Aber heute ist das Erzählen noch an mir. Eine Kriegsgeschichte natürlich wird es werden, keine, über der Deine Augen das Träumen und Vergolden verlernen, aber wohl eine, die allerlei in Dir wachrufen wird: vergangene Dinge aus jenem anderen großen Kriege, der meinen Vater dahinnahm, wenig Wochen bevor ich das Licht der Welt erblickte. Aber ich weiß auch, daß Deine Gedanken die Schmerzlichkeiten, an die ich jetzt rühren muß, ergreifen werden, wie zarte, gütige Hände. Und dann verstehst Du vielleicht erst ganz, weshalb Deine Augen den Krieg nicht sehen durften.

Das, was ich berichten will, trug sich nach der Schlacht bei St. Quentin zu, wo meine Kavalleriedivision den Befehl erhielt, den fluchtartig zurückhastenden Engländern den Weg abzuschneiden. Die Zeitungen haben die strategische Leistung gewürdigt und, wie Du mir schreibst, auch nicht versäumt, allerlei Einzelheiten an kecken Reiterstückchen aus Feldpostbriefen abzudrucken. Du kennst also die Situation und hast Dir nur Deinen Sohn hineinzudenken als führenden Offizier einer für den Aufklärungsdienst bestimmten Patrouille, die, allzukühn vorgeschoben, schließlich sich selbst von den Ihren abgeschnitten sah.

Es konnte kein Zweifel sein, wir befanden uns mitten zwischen feindlichen Truppenbewegungen, die im Augenblick für uns, die das Ganze nicht zu übersehen vermochten, eine außerordentliche Gefahr bildeten. In den Dörfern, durch die wir nächtlicherweise ritten, wurden wir von der französischen Bevölkerung mit Hochrufen auf „unsere braven Verbündeten" begrüßt, ein Mißverständnis, das uns die ganze Bedenklichkeit unserer Lage zum Bewußtsein brachte: wir waren so weit versprengt, daß die arglosen Landleute unsere fremden Uniformen nur für englische halten konnten. Aber, was tut man nicht alles für die Sache des Vaterlandes! Man läßt sich sogar für einen Engländer halten, was in diesen Zeitläuften immerhin eine große Selbstverleugnung bedeutet. Wir nahmen ruhig die Huldigungen der Franzosen entgegen, um unbehelligt weiterzukommen, während wir mit einiger Neugier an den kommenden Morgen dachten, der solche Mißverständnisse doch wohl unmöglich machen würde. Dazu kam, daß das Gelände überall mit niedrigem Wald- und Buschwerk bedeckt war, was die Stellungen des Feindes schlecht übersehen ließ und das Sichdurchschlagen erschwerte.

Unter diesen Umständen begrüßten wir den Turm eines kleinen Schlosses, der plötzlich an einer Waldecke vor uns auftieg, mit lebhafter Freude. Endlich eine Möglichkeit, über das Gelände einen Ueberblick zu gewinnen!

Vorsichtig näherten wir uns dem Schloß, das still, träumerisch und trotzig zugleich inmitten eines dunklen Parks lag, der sich in anmutiger Verwilderung über die Spuren einstiger Befestigungen breitete. Es war in den ersten Morgenstunden des Tages. Noch lag über den Gründen der ehemaligen Wassergräben der Dunst der Septembernacht, und aus den Nebelschleiern, die sich mit dem Gold der herbstlichen Gebüsche verwoben, hob sich das Schloß wie eine Vision empor, eine Vision aus ferner Zeit. Doch es galt jetzt nicht, sich romantischen Eindrücken hinzugeben, sondern den eigenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Also hinein ins Schloß und auf den Turm!

Das war aber leichter gesagt, als getan. Denn wer bürgte dafür, daß dieses weltabgewandteste aller Schlösser nicht in seinem Innern neben allerlei anderem Raubzeug auch Franktireurs beherbergte, wie es uns von Belgien her noch wohlbekannt war? Aeußerlich zwar deutete alles auf Verlassenheit, doch das wollte wenig sagen. Wir waren in allzu geringer Zahl, als daß wir uns ohne Ueberlegung allein auf unsere Tapferkeit verlassen durften. Ich beschloß daher, die Situation, die durch das wunderliche Mißverständnis der nächtlichen Dörfer geschaffen war, auszunutzen und dem alten Gemäuer erst einmal auf den Zahn zu fühlen. Einer meiner Leute hatte eine erbeutete englische Kopfbedekkung, mit der sich — ich war mir bewußt, geläufig Englisch zu sprechen — auch einmal „Feind" spielen ließ. Heute erscheint mir der Plan, den ich damals faßte, selbst als Tollheit, damals hielt ich ihn für den Gipfel der Vorsicht. Rasch verabredete ich mit meinen Leuten das nötige, ließ sie hinter einer Böschung Deckung suchen und ritt, um durch die Sprachunkenntnis der anderen nicht verraten zu werden, allein auf das einsame Schloß zu.

Gemächlich trabte mein Brauner über die Zugbrücke, die sich über die in der Tiefe des früheren Wallgrabens wuchernde Gartenwildnis schwang. Dabei gaben die morschen Bohlen einen eigentümlich dumpfen Laut. Ich weiß nicht, ob es dieser Laut war, der mich plötzlich an meinen Vater denken ließ: ein Schloß im Norden Frankreichs war es gewesen, wo er den Tod gefunden hatte, einen Tod, der, wenn auch von meuchlerischer Hand kommend, doch ein Tod fürs Vaterland gewesen war. Ich hatte mir als Kind jenes nordfranzösische Schloß immer mit einer Zugbrücke vorgestellt.

Unterdessen war mein Brauner auf dem Schloßhofe angelangt. Auch hier grenzenlose Verlassenheit und Verwilderung. Vielleicht war das Schloß überhaupt nicht bewohnt. Immerhin, es hing da ein rostiger Glockenzug. Ich zog ihn, und es erschien denn auch der für solche Schlösser vorschriftsmäßige alte Diener: ein gebeugtes Männlein in schäbiger Livree mit einem spitzen weißen Franzosenbart und einem Gesicht, in das man wohl dasjenige hineinlegen konnte, was man mit einem Schlagworte als „welsche Tücke" bezeichnet. Bei meinem Anblicke flog indessen ein Zug von Freude, Wohlwollen und Unterwürfigkeit über sein Gesicht, ein Zeichen, daß auch dieser Alte mich für einen Engländer hielt, was mein sicheres Auftreten erheblich verstärkte. Er erklärte mir, das Schloß sei nur von ihm und einer Marquise bewohnt, worauf ich ihn ersuchte, mich der Dame zu melden.

Während ich auf seine Rückkehr wartete, sah ich mich in der Halle um. Die umherstehenden Gegenstände trugen die Spuren einstiger Kostbarkeit und gegenwärtigen Verfalls.

Nach einer Weile kehrte der Alte zurück, womöglich noch zuvorkommender geworden. Die Marquise lasse bitten! Dabei wischte er mit dem Zipfel seines Taschentuches geschäftig über einen an der Wand hängenden erblindeten Kristallspiegel.

„Monsieur haben die Nacht im Sattel verbracht. Wollen Monsieur nicht etwas Toilette machen? Monsieur sind ja bei Freunden!"

Ich warf, um keinen Verdacht zu erwecken, gelassen einen Blick in den Spiegel, den ersten, den ich seit langem sah. Aber ich kannte mich selbst kaum wieder; mein Bart war gewachsen, und durch diese Veränderung sprang mir eine Aehnlichkeit in die Augen, an die ich früher nie gedacht hatte, eine Aehnlichkeit mit einem Bilde auf Deinem Schreibtische!

Dann brachte mich der Alte zu der Marquise. Sie war eine Greisin mit einem Gesicht voll Spuren einstiger Leidenschaftlichkeit, dem aber eine darüberliegende tiefe Traurigkeit eine große Vornehmheit verlieh. Sie saß zusammengesunken in einem Lehnstuhl, und auf ihren Knien lag ein Gebetbuch, an der gegenüberliegenden Wand brannte eine ewige Lampe unter einem Kruzifix. Bei meinem Eintritt sah sie mich mit einem merkwürdig durchdringenden Blick an, in dem irgend etwas war, was mir den Gedanken, mich als Engländer vorzustellen, unmöglich machte.

„Ich bedaure, Sie stören zu müssen, Madame," sagte ich nur, „aber der Krieg macht es nötig, daß ich den Turm Ihres Schlosses besteige."

Sie erwiderte nichts, sondern sah mich nur immer mit demselben starren Blick an, der, wie mir jetzt vorkam, ein langsam aufsteigendes Entsetzen ausdrückte. Sie wird den feindlichen Offizier in mir ahnen, dachte ich, indem ich mit möglichst höflichem Tone meine Bitte wiederholte.

Nun endlich öffnete die Greisin die Lippen, die totenblaß geworden waren. „Der Turm," stammelte sie, „der Turm ist baufällig. Sie sollten ihn nicht besteigen — nein, Monsieur, Sie sollten wirklich nicht!"

Arme alte Marquise, „les barbares", nicht wahr? Nun, du wirst schon anderer Meinung werden, wenn du die „Barbaren" erst kennen lernst. Ich bemühte mich, ihr durch zurückhaltendes und ehrfurchtsvolles Benehmen jede erdenkliche Beruhigung zu geben.

„Der Turm ist der einzige brauchbare Aussichtspunkt in der Gegend," sagte ich. „Baufälligkeit schreckt mich nicht, der Krieg hat uns an schwerere Gefahren gewöhnt!"

„Aber" — die Hände der Greisin bebten sichtbar —, „Sie sollten ihn trotzdem nicht besteigen, Monsieur, Sie sollten dieses Schloß so schnell als möglich verlassen — schnell, sehr schnell." Dabei sahen mich ihre dunklen Augen so unaussprechlich flehend an, daß es mich ganz betroffen machte. In diesen Augen lag keinerlei versteckter Widerstand, sondern nur eine fast krankhafte Angst. Ich war einen Moment lang wirklich um eine Antwort verlegen. Da fühlte ich mich von rückwärts am Aermel berührt. Der alte Diener stand neben mir.

„Madame ist krank und versteht Sie nicht," flüsterte er mir zu. „Kommen Sie, Monsieur!" Dabei wies er mir verstohlen einen rostigen Schlüssel, den er während unserer Unterredung geholt hatte, indem er mir andeutete, daß er mich auch ohne Einwilligung der Marquise führen werde.

Ich machte der alten Dame eine schweigende Verbeugung und zog mich zurück, dem vorangehenden Diener folgend. Die vertrauliche Art, in der er mir zu Diensten war, bestärkte mich in der Meinung, daß er mich für keinen feindlichen Offizier hielt.

„Ja, Madame ist krank," wiederholte er, „man muß ihr manches zugute halten. Sehen Sie!" Er machte eine einladende Bewegung und ließ mich in einen Saal eintreten. „Sehen Sie, wie krank Madame ist; welch ein prächtiger Raum, aber alles Motten und Rost!"

Wir befanden uns offenbar im Prunkgemache des Schlosses. An den Wänden standen geschnitzte und eingelegte Möbel, deren Polster zerschlissen waren. Von den Decken dämmerten die edlen Umrisse alter Fresken, aber die Fenster waren zerbrochen, und die hereindringende Feuchtigkeit hatte die Farben verwaschen.

„Fehlt es in diesem Hause an Geld, daß man derartige Kostbarkeiten so vernachlässigt?" fragte ich.

„An Geld?" Der Alte lachte. „O, Madame ist sehr reich, aber Madame ist alt und denkt daran, sich einen Platz im Himmel zu suchen. Fragen Sie nur bei den Klöstern und Kirchen an, ob es Madame an Geld fehlt!"

Er machte sich während dieser Worte mit dem Schlüssel an einer niedrigen Spitzbogentür zu schaffen, die aus dem Saal nach dem Turme führte. Aber das Schloß war verrostet und wollte sich nicht öffnen lassen.

Ich ließ, um meine Unruhe zu bemeistern, die Blicke nochmals an den Wänden des Saales entlang gleiten. Ueber den verblichenen Atlastapeten hingen Bilder, Porträts von Familienmitgliedern, deren die lange Reihe der Jahrhunderte überblicken ließen, bis auf unsere Zeit. Das letzte der Bilder war verhüllt. Plötzlich wohl infolge des ungestümten Rüttelns an der verrosteten Tür, löste sich der Vorhang und fiel von dem Bilde herab: eine Jungfrau von Orleans wurde sichtbar, theatralisch im allzu dekorativen Stile der Siebziger Jahre, aber doch nicht ohne wirklichen Schwung gemalt.

„War die Frau Marquise in ihrer Jugend Tragödin?" entfuhr es mir unwillkürlich, so deutlich fiel die Aehnlichkeit der Züge auf zwischen dem durch Leiden vornehm gewordenen Greisinnenantlitz und diesem feurig-schönen Mädchenkopf, in dem der Maler nicht die gottbegeisterte Hirtin, sondern die von einer wilden, ja erschreckenden Glut erfüllte Patriotin dargestellt hatte.

Der Alte sah sich mit einem, wie mir schien, unangenehm überraschten Blicke um. „Treten Sie ein, Monsieur, treten Sie ein! Sie werden pressiert sein, der Krieg ist immer pressiert," sagte er, mich übereifrig in die Türe drängend, die nun endlich seinen Anstrengungen nachgegeben hatte.

Ich trat in einen dämmerigen Raum, der fast gänzlich von einer Wendeltreppe eingenommen wurde. Der Alte schloß sorglich hinter uns ab. „Tragödin?" sagte er, und mir war, als ob sich seine Stimme von dem Moment an, wo er den Schlüssel umdrehte, merkwürdig veränderte, „eine Patriotin war die Frau Marquise! In diesem Schloß hat Anno siebzig mancher Preuße sein Leben gelassen! Gut, daß Monsieur Engländer sind." Bei den letzten Worten des Alten traf mich ein Blick, der mich stutzig machte. War ich etwa doch in eine Falle gegangen?

„Warum ist denn das Bild verhüllt?" fragte ich, den Kaltblütigen spielend.

„Weil die Frau Marquise es nicht mehr gern sieht," entgegnete er. „Ich sagte Ihnen schon, daß sie sehr fromm geworden ist. Wir können die Rache nicht mehr ertragen." In seinen Worten lag etwas wie das Gegenteil von dem, was er sagte: aber ich, ich kann die Rache ertragen, grollte es darinnen.

Er weiß, wer ich bin, stand es plötzlich in mir fest. Indessen, nun hatten wir bereits halbwegs den Turm erstiegen.

„Gehen Sie voran! herrschte ich den Alten an. Er gehorchte mit einem tückischen Ausdruck. Aber während er nun langsam vor mir die Stufen hinaufhumpelte, schämte ich mich fast meiner Vorsicht. Was konnte mir schließlich von diesem gebrechlichen Alten drohen?

Auf dem Turme angekommen, zog ich mein Fernglas. Doch ich hätte dessen kaum bedurft: in dem jetzt weithin vom Morgenduft entschleierten und mit leuchtender Herbstklarheit übergossenen Lande waren die deutschen Stellungen mit dem bloßen Auge zu erkennen. Beglückt über diese unerwartete Nähe wollte ich mich anschicken, den Turm zu verlassen, als ich bemerkte, daß sich mein Begleiter mit einer bei seiner scheinbaren Gebrechlichkeit auffallenden Schnelligkeit bereits entfernt hatte. Gleichzeitig hörte ich in der Tiefe des Hofes ein Geräusch, und herabblickend, sah ich einige Männer in bürgerlicher Kleidung. Obgleich ich in ihren Händen keine Waffen bemerken konnte, kam mir ihr plötzliches Erscheinen in dieser Verlassenheit verdächtig vor. Ich eilte zur Treppe, zog meine elektrische Taschenlampe und stieg die Wendeltreppe hinab. Daß die Türe verschlossen war, überraschte mich nicht mehr. Es fragte sich nur noch, ob ich mit meinem Revolver abwarten sollte, wo mir wenigstens der Rücken gedeckt war, oder ob es ratsam sei, die Tür einzuschlagen und sich draußen durchzukämpfen.

Doch ich sollte der Entscheidung überhoben werden, denn im selben Augenblicke öffnete sich die Türe von der anderen Seite, und vor mir stand die Marquise, die Greisin, die ich vorhin im Lehnstuhle zusammengesunken verlassen hatte; sie stand vor mir hoch aufgerichtet, als habe sie mit einer übermenschlichen Anstrengung Alter und Schwäche abgeschüttelt.

Ich hatte beim Aufgehen der Tür unwillkürlich die Hand mit dem Revolver erhoben, aber ebenso unwillkürlich ließ ich sie wieder sinken. Und doch hing an der gegenüberliegenden Wand immer noch unverhüllt das Bild derselben Frau in ihren Jugendtagen, die, wie ich wußte, erfüllt gewesen war von einem fanatischen Patriotismus.

„Sie sind von meinem Diener verraten, Monsieur," sagte die Marquise mit hastiger Stimme. „Folgen Sie mir schnell!"

Ich weiß nicht, ob ein anderer an meiner Stelle ebenso gehandelt hätte, aber es kam mir gar nicht in den Sinn, ihr nicht zu folgen. Ich tat es mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der ich den Revolver sinken ließ.

Sie führte mich in das Zimmer, in dem sie mich vorhin empfangen hatte; dort aber angekommen, schien die rätselhafte Kraft, zu der sie ihren kranken Körper gezwungen hatte, sie zu verlassen, sie wankte. Ich wollte sie zu ihrem Lehnstuhl führen, aber sie wehrte ab und blieb, auf mich gestützt, in der Mitte des Zimmers stehen, angestrengt lauschend. Im Hause war es lebendig geworden, ungestüme Männerschritte hallten auf dem Gange.

„Man wird Sie auf dem Turme suchen," sagte die Marquise, „und währenddessen müssen Sie das Schloß verlassen, es gibt keine andere Möglichkeit."

Wir lauschten nun beide, wie die Männer durch den Saal gingen. Die wenigen Minuten schienen mir endlos. Die Marquise sagte plötzlich wie von weither: „Sie gleichen Ihrem Vater!

Es war wohl nur als Frage gemeint.

„Seine Bilder sagen es. Ich kannte ihn nicht. Er fiel 1870," erwiderte ich. Und doch war mir, als ob mich seines Schicksals Flügelschlag jetzt ganz nahe streifte. Horch, waren das nicht wieder die warnenden Schläge auf den morschen Bohlen der Zugbrücke? Aber nein, der Ton kam von anderswo her. Einige Männer mußten sich von den übrigen getrennt haben. Schritte nahten dem Zimmer, es pochte. Die Marquise wurde bleich.

„Gehen Sie, eilen Sie, dort durch die rückwärtige Türe, indes ich sie aufhalte," flüsterte sie und drängte mich von sich.

Ich wollte mich über ihre Hand beugen, aber sie entriß sie mir mit einer traurigen Gebärde, die mir, trotz der Atemlosigkeit des Augenblicks, unvergeßlich blieb. Dann sah ich noch, wie sie sich gegen die Türe lehnte, an der erneutes Klopfen hörbar wurde.

Ich eilte fort, fand mein Pferd im Hofe und erreichte in rasendem Ritte glücklich meine Leute, die sich wohlbehalten in der Deckung befanden, wo ich sie verlassen hatte.

Wir setzten uns nach der Richtung hin in Bewegung, in der ich vom Turme aus die Truppen der Unseren erblickt hatte, und befanden uns bereits eine Stunde später bei meinem Regiment.

Ich meldete mich und mein Erlebnis sofort dem Kommandeur und erhielt von ihm den Befehl, mit einer größeren Anzahl Leute sofort noch einmal nach dem Schlosse zurückzureiten und das Franktireurnest auszuheben.

Die Sonne stand schon tief am Himmel, als wir vor dem Schlosse anlangten, das in seiner heuchlerischen Weltabgewandtheit unter dem Schatten der späten Stunde womöglich noch schweigsamer erschien als heute morgen. Kein Mensch trat uns auf dem Schloßhofe entgegen, niemand öffnete auf den Ton der rostigen Glocke. So drangen wir mit Gewalt ein. Meine Leute durchsuchten sogleich Erdgeschoß und Turm, während ich mit nur wenigen Begleitern nach dem Zimmer der Marquise eilte. Die eingeschlagene Türe ließ nichts Gutes ahnen; wir betraten den Raum, da lag die Marquise über ihr Betpult gebeugt wie eine Schlummernde. Erst im Nähertreten bemerkten wir, daß sie eine klaffende Wunde an der Stirne trug. Einer meiner Leute brachte Wasser, und wir benetzten ihr die Stirne. Noch war Leben in ihr. Sie schlug die Augen auf, erkannte mich und schien etwas sagen zu wollen, was ich aber erst verstand, als ich mich tief zu ihr niederbeugte. Es waren die Worte: „Haben Sie noch eine Mutter?"

„Ich habe noch eine Mutter," erwiderte ich, „und wäre sie hier, würde sie Ihnen für das Leben ihres Sohnes danken."

Einen Augenblick glitt ein glückliches Lächeln über das Gesicht der Sterbenden, aber es wich sofort wieder einer tiefen Traurigkeit. Sie richtete die Augen fest auf mich und fragte: „Wo fiel Ihr Vater?"

Er fiel von der Hand eines unbekannten Franktireurs in Chateau d'Ivet", entgegnete ich, ohne ihren Gedankengang zu begreifen.

„Dies Schloß heißt Chateau d'Ivet," sagte die Marquise, allen Umstehenden deutlich vernehmbar. Dann sank sie zurück, als habe sie in diesen mit der Feierlichkeit eines Bekenntnisses gesprochenen Worten den Rest ihrer Kraft ausgegeben. Ihr brechender Blick irrte noch einmal zu dem Kruzifix empor, unter dem sie lag. Dann schlossen sich ihre Augen, und langsam breitete sich über ihr welkes Antlitz ein unbeschreiblicher Friede und verklärte das letzte Geheimnis dieser Frau, dessen Sinn keiner von uns auszusprechen wagte.

Da trotz allem Suchen weit und breit niemand zu finden war und ich mich für die irdischen Ueberreste meiner Lebensretterin verantwortlich fühlte, begruben meine Leute und ich sie eigenhändig im Garten. Wir legten einige Rosen, die wir von den verwilderten Beeten brachen, auf den Hügel, dann ritten wir zurück. Wenige Tage später fand das Gefecht statt, in dem ich die Verwundung erhielt, derentwegen man mich in das deutsch gewordene Belgien zurückbrachte.

Du aber, meine Mutter, der ich dieses alles schrieb, Du wirst, das weiß ich, in Gedanken an das Grab jener alten Frau treten. Du wirst etwas Edleres finden, daraufzulegen, als Rosen. Du wirst ein Gebet sprechen, das von der Seele jener Frau vor Gott den letzten Rest einer Schuld nimmt, deren vollen Umfang wir nur zu ahnen vermögen. Und Du wirst dieses wie unser aller Leben unter dem Gesichtspunkte einer Liebe begreifen, für die ich hier unter dem Donner der nahen Geschütze keinen Raum habe. Und nun verstehst Du, warum Du den Krieg nicht sehen durftest? Wenn ich erst bei Dir bin, will ich mich vor dieser Liebe beugen.

Lebe wohl, meine Mutter, und sei tausendmal gegrüßt von

Deinem Sohn.

Warschaus Frauen.

Aus der polnischen Hauptstadt plaudert ein Korrespondent:

Von der Bevölkerung einer Stadt schreiben, heißt eigentlich, eingestanden oder nicht, von ihren Frauen schreiben. Die sind ja doch für das Straßenbild das ausschlaggebende. Immerhin einiges Eigentümliche hat die Warschauer Männlichkeit doch. Pelz n [illegible]rlich fast jeder einzige, häufig auch den bekannten Schnurrock und auf dem Kopfe entweder die spitz zulaufende, hohe Fellmütze, meistens aus Persianer, schwarzem oder grauem, oder die übliche niedrige Schirmmütze aus Tuch. Was irgendeinem geschlossenen Kreis angehört, Schüler, Studenten, Polizei, trägt die letztere in bestimmten Farben. Auch die Studentinnen, und es gibt deren viele, haben den weißen, rot umränderten Deckel ins lockige Haar gedrückt. Und auch einen Elegant habe ich getroffen, er war aber wohl ein bischen aus Praga, der Vorstadt, der trug zu einem hellgrauen Persianerpelz eine ebensolche Mütze in Form der Bärenmützen deutscher Husaren. Sogar der rote Lappen hing oben heraus, und die kokette rot-weiße Nationalschleife fehlte auch nicht daran. Wenn ich später einmal an einen mit sich, selbst zufriedenen Menschen zu denken habe, werde ich mich seiner sicherlich erinnern, und augenblicklich benutze ich das Weibische an ihm zum Uebergang zu den Frauen.

Die Polin hat von allen Reizen. . . Nun, sie hat deren wirklich. In erster Linie ihren Fuß. Niemals habe ich so schöne, charaktervolle Füße und schlanke Knöchel in auch nur annähernd gleicher Zahl irgendwo gesehen. Sie wissen es natürlich auch, pflegen überaus, was ihnen die Natur verliehen hat, und daher eben komm. die große Menge der Schuhgeschäfte. Ein Bekannter, der schon lange Zeit in Warschau liegt, stellte folgende Behauptung auf: Wenn eine einfache Polin, ein Dienstmädchen, ein Ladenmädchen unerwartet zehn Rubel erhält, und sie besitzt nur ein, noch dazu schadhaftes Hemd und ein Paar nur wenig gebrauchter Schuhe, so kauft sie sich mit dem Gelde nicht etwa Wäsche, sondern noch ein zweites Paar Schuhe. Auch versicherte er mir, daß zu jener Zeit, als in den polnischen Familien noch Gesellschaften gegeben und er dazu eingeladen wurde, die Damen fast jedesmal neu beschuht erschienen. Daß ein solcher Luxus auch Kleiderluxus bedingt, ist klar. Auf der Straße sieht man außer dem selbstverständlichen Pelz viel Samt, und erst recht werden Brillanten getragen. Selbst wer nur bescheiden angezogen ist, hat doch blitzende Steine in den Ohren. Daher auch die vielen Juwelierläden, und beides hat wiederum seinen guten Grund. Wie das so war unter russischer Regierung, niemals war jemand ganz sicher. Es konnte allerlei geschehen, auch Einziehung des Vermögens. Da legte man sein Geld eben in Brillanten an, die ließen sich schnell in ein Täschchen stecken und verbergen. Ja, die Polen sind vorsichtige Leute; das haben sie mit ihren russischen Vettern gemein.

— Neues Wort. Korrespondent (aus dem Zimmer des Chefs tretend): „Donnerwetter! Heut' hat der Alte wieder eine Arbeitswut! Zehn Seiten Stenogramm hat er mir dittiert!"

Kollege: „Ja, er hat wieder mal den Dittatterich!"

— Druckfehler Nach dreistündigem Gefecht mit den Kannibalen gelang es den Matrosen, unverzehrt wieder auf das Schiff zu kommen.

— In der Oper. Der kleine Moritz (als ein Quartett gesungen wird): „Warum singen sie jetzt zu viert?"

Vater: „Dummer Bua, damit s' schneller ferti' wer'n!"

— Frech. In einem Gefängnis führen sich die Inhaftierten recht ausgelassen und lärmend auf. Der Gefängniswärter hat bereits wiederholt Ruhe geboten. Als dies nichts fruchtet, öffnet er nochmals die Gefängnistüre und erteilt dem Hauptlärmmacher eine energische Rüge. „Ja," sagt der darauf, „wenn Eahna mei' Aufführung net paßt, na können's mi' ja 'nausschmeißen!"